LIV WINTERBERG

Der KLANG der LÜGE

HISTORISCHER ROMAN

dtv premium

dtv
premium

Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
finden Sie auf unserer Website
www.dtv.de

LIV WINTERBERG

Der KLANG *der* LÜGE

Historischer Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Liv Winterberg
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Vom anderen Ende der Welt (21451)
Sehet die Sünder (24940)

Originalausgabe 2014
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen
Umschlaggestaltung: Lisa Höfner
unter Verwendung von Motiven von bridgemanart.com
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Gesetzt aus der Arno Pro 11,25/14·
Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26018-3

Personenübersicht

Alissende Moreau kommt in das Dorf Sériol und wird dort als Magd tätig.
Hans und Hugo sind die Söhne eines Pariser Geldverleihers.
Sybilla ist die Tante von Hans und Hugo.
Simon Dupont ist Schafhirte in Sériol.
Bela Rives ist ebenfalls Schafhirte. Seine Frau und seine beiden Söhne wohnen im Dorf.
Benoit Richard ist ein wohlhabender Bauer in Sériol.
Paul Richard ist Benoits elfjähriger Sohn.
Rixende Richard ist Benoits Mutter und Pauls Großmutter.
Bruna Azéma lebt ebenfalls in Sériol.
Jacques Azéma ist Brunas Sohn, er wird katharischer Priester.
Lorda ist die Magd von Bruna Azéma.
Rousel Rous ist Holzfäller und Ackerknecht.
Mengarde Rous ist Rousels Frau. Sie haben die gemeinsame Tochter ***Melisende***.
Marcelina Belot gehört zu der einzigen Familie im Dorf, die der katholischen Kirche anhängt.
Gerard Belot ist Marcelinas Vater und überzeugter Katholik.
Antoine Belot sympathisiert mit den Katharern, er ist Gerards und Louis' Bruder und der Vater von Jean.

Louis Belot ist der Bruder von Gerard und Antoine, er saß wegen Ketzerei in Haft.
Jean ist der Sohn von Antoine und einer der engsten Freunde von Paul.
Lisette Bonnet ist die Mutter von *Arnaud,* ***Naudy*** genannt, sowie von ***Ise*** und ***Josse Bonnet****.*
Pépin lebt mit seiner Familie in Sériol, er ist ebenfalls einer von Pauls engsten Freunden.
Sybilla lebt mit ihrer Familie und ihren beiden kleinen Schwestern*,* ***Philippa*** und ***Camille****,* im Dorf.
Madame Ava ist die Gräfin von Foix.
Pfarrer Legrand ist der Pfarrer von Sériol.
Priester Pons ist ein katharischer Priester.
Bischof Jacques Durand ist der Bischof von Pamiers.

Der Roman wird im Anhang um ein Glossar und ein Nachwort zum historischen Hintergrund ergänzt.

Im Wald des Heiligen Guinefort, im Jahre 1290

Sybilla beugte sich vor und zupfte eine Brombeere vom Busch. Zufrieden strich sie über die blauschwarz glänzende Frucht und schob sie sich in den Mund. In diesem Jahr waren die Brombeeren nicht nur zahlreich, sie waren auch besonders schmackhaft: eine schwere, saftige Süße, die einlud, maßlos zu werden und mehr zu wollen. So liebte Sybilla den Herbst: der tiefe Stand der Sonne, die noch ein wenig wärmte und lange Schatten warf, dazu kühle Nächte, deren Feuchtigkeit dem Wald seinen ganz eigenen Geruch verlieh. Eine Mischung aus Erde, Pilzen, überreifen Waldbeeren und ersten Laubhaufen. Ein Abgesang auf die Leichtigkeit des Sommers, der wehmütig vom nahenden Winter kündete. Weitere Brombeeren schimmerten an den dornigen Zweigen, Sybilla pflückte behutsam eine nach der anderen und legte sie in ihren Korb.

»Auch wenn die Kirche es verbietet, uns daran zu erinnern, so ist das doch der Wald des Hundes, und er wird es immer bleiben.«

Erstaunt hielt Sybilla inne. So tief im Waldesinneren war sie selten jemandem begegnet und erst recht keiner Frau. Aber gesprochen hatte eindeutig eine Frau. Schnell zupfte Sybilla

noch zwei Beeren, die direkt in ihrem Mund landeten, dann reckte sie den Kopf, um zu erlauschen, wo und wie weit entfernt die Frau sich aufhielt.

»Es ist der Wald des Heiligen Hundes Guinefort«, erklang die Stimme wieder, und Sybilla erkannte nun, dass eine alte Frau sprach.

»Von euch jungen Mädchen kennt keine mehr diese Geschichte, denn die Kirche hat nichts unversucht gelassen, uns davon abzubringen, diesem Hund zu gedenken. Doch hier, an seinem Grab, sind Wunderheilungen geschehen. Da hat es auch nichts genutzt, dass auf Anweisung der Inquisition die Gebeine des Hundes ausgegraben und die Bäume gefällt wurden, um alles miteinander zu verbrennen. Guinefort ist ein Heiliger, er ist der Schutzheilige unserer Kinder.«

Schnell sprang Sybilla hinter einen wuchtigen Baumstamm, neigte sich neugierig vor und suchte mit ihrem Blick die Lichtung ab.

Zwei Frauen standen in der Nähe des Flussbettes. Die Ältere der beiden kannte sich offensichtlich gut aus. Tatsächlich hatte man in diesem Wald vor langer Zeit Bäume verbrennen lassen, aber die Geschichte dazu kannte Sybilla nicht. Nur selten lief sie bei ihren Wanderungen so weit, dass sie den Fluss erreichte. Fast einen halben Tag brauchte sie bis hierher, aber sie konnte sich erinnern, vor Jahren schon einmal an diesem Ort gewesen zu sein, als die schwarz verkohlten Baumstümpfe noch deutlich nach verbranntem Holz gerochen hatten.

»Wurde auch eines deiner Kinder von Guinefort geheilt?«, fragte nun die jüngere Frau, und Sybilla bemerkte, dass sie einen Säugling bei sich trug. Sie hielt ihn seltsam von ihrem Leib fern, fast als würde sie einen verschmutzten Stoffballen im Arm liegen haben.

»Ja, auch eines meiner Kinder wurde von ihm geheilt, und

so ein Wunder werden wir heute wiederholen. Aber nun höre mir zu, denn bevor wir beginnen, musst du die ganze Geschichte kennen. Du musst mir vertrauen.«

»Ja, bitte, sprich.«

»Jener Hund Guinefort hatte einst einem Edelmann gehört, der stolzer Vater eines kleinen Sohnes war. Eines Tages verließ der Edelmann mit seiner Frau und der Amme die Burg, zurück blieb nur der Hund, der wachsam neben der Wiege des schlafenden Sohnes saß. Als der Edelmann und die beiden Frauen zurückkehrten, fanden sie den Hund mit blutverschmierter Schnauze vor, die Wiege war umgekippt, das Kind verschwunden.«

Während sie sprach, begann die Alte, einen Nagel in einen Baum zu schlagen. Ein weiterer folgte. Kurz unterbrach sie die Erzählung: »Hast du das Salz als Opfergabe dabei?«

Die junge Mutter nickte und reichte ihr einen Beutel, den sie mit einem Band ums Handgelenk geschlungen trug. Sybilla konnte erkennen, dass die Hand der Frau zitterte.

»Zieh das Kind aus und hänge seine Sachen in den Baumästen auf.« Nachdem die Alte dies angeordnet hatte, knotete sie den Salzbeutel an einen der Nägel, die inzwischen aus dem Baum ragten. »In wilder Raserei«, fuhr sie dabei fort, »stürzte der Edelmann sich auf den Hund und tötete ihn mit dem Schwert. Kaum hatte das Tier seinen letzten Atemzug getan, ertönte ein Schrei – der eines Kindes. Verborgen unter der umgestürzten Wiege war der Sohn unentdeckt geblieben. Neben ihm aber lag eine totgebissene Schlange. Der Edelmann litt sehr darunter, unrechterweise seinen Hund getötet zu haben. Er ließ ihn beisetzen und pflanzte Bäume rund um die Grabstätte. Die Zeit ließ die Burg versinken, aber die Bäume wuchsen und wuchsen, und in ihrem Schatten lebte der Geist des Hundes fort.«

Inzwischen hingen die Kleidungsstücke des Kindes am Baum, eher Binden und Lumpen, soweit Sybilla das erkennen konnte. Der Säugling reagierte nicht auf die Kälte.

»Nun beschreibe mir noch einmal alles, was dir aufgefallen ist an diesem Kind.«

»Es kam blau zur Welt und schrie nicht. Wir dachten, es wäre eine Totgeburt, und ich bin mir sicher, dass es tot war. Ganz gleich, was die Hebamme sagt.«

»Wurde das Kind getauft?«

»Ja. Zuerst wollte der Pfarrer es nicht taufen, weil es schon tot gewesen war, aber die Hebamme überredete ihn dann. Und so wenig, wie es direkt nach seiner Geburt geschrien hat, so viel schreit es jetzt. Tagsüber, jeden Abend, auch in der Nacht. Mein Mann wird inzwischen wild vor Wut und schlägt mich, weil ich das Balg nicht beruhigt bekomme.«

»Trinkt es?«

»Wenig. Es wächst auch schlecht und ist dauernd krank. Jeden Schnupfen, den die Geschwister mit nach Hause bringen, alles nimmt es mit. Die Augen, die Nase, alles an diesem Balg ist irgendwie verschmiert und verschleimt. Ständig. Es ist eklig, wirklich eklig, und es ist beileibe nicht mein erstes … mein erstes Kind.«

»Wie alt ist es jetzt?«

»In zwei Monden jährt sich die Geburt.«

Die Alte schwieg und nahm das nackte Kind, hob es in die Luft und drehte es, um es von allen Seiten betrachten zu können. »Ja, es ist wahrlich hässlich. Schon der Blick ist seltsam. Ich denke, dass es ein Wechselbalg ist.«

Sybilla hatte schon mehrfach davon gehört, dass der Teufel oder irgendwelche Dämonen sich gesunde Kinder holten und gegen einen Wechselbalg eintauschten. Doch sie hatte sich einen Wechselbalg stets anders vorgestellt, selbst wenn sie nicht

genau wusste, wie. Sicherlich mit Hörnern am Kopf, einem alten Gesicht, wie es nur Zwerge hatten, einem verformten Schädel oder mit anderen schauerlichen Auswüchsen. Aber die Haut dieses Kind schimmerte rosig, der Kopf passte in seiner Größe zum Leib, und auch sonst konnte sie keine Entstellungen erkennen.

Die alte Frau reichte das nackte Kind seiner Mutter und lief zu einem der Stümpfe der abgeschlagenen Bäume, die noch aus dem Boden ragten. Dann öffnete sie einen Sack, zog Stroh hervor und breitete es auf dem Baumstumpf aus. »Da wir kein Stroh mehr aus der Wiege deines Kindes haben, gab mir eine Nachbarin welches von ihrem.« Auf das Stroh stellte sie zwei Kerzen und entzündete sie.

»Und jetzt?«

Sybilla schauderte. Sollte irgendwer außer ihr selbst dieses Ritual beobachten, würden diese beiden Frauen schwer bestraft.

Die Alte legte das Kind zwischen die Kerzen auf den Baumstumpf und trat zurück. »Wir lassen den Balg jetzt in Guineforts Obhut zurück. Wenn es das Schicksal will, holen die Feen es ab, vielleicht auch die Dämonen oder der Teufel selbst und geben dir dein Kind zurück. Morgen werden wir es neunmal ins Flusswasser tauchen. Aber jetzt müssen wir gehen.«

Die junge Frau sah erleichtert aus. »Und wenn sich der Wolf das Kind holt?«

»Wenn es stirbt, sei es beim Eintauchen in den Fluss oder wenn es vom Wolf geholt wird, dann ist das als Weigerung der Dämonen zu verstehen. Sie wollen dein Kind dann nicht zurückgeben und ihre eigene Brut nicht wiederhaben.«

»Dann soll es so sein. So einen Balg will ich nicht behalten.«

Beide Frauen kletterten den flachen Hang zum Hauptweg hinauf, ohne sich umzusehen.

Sybilla drehte sich um und lehnte ihren Rücken gegen den Baumstamm. Noch immer wärmte die Sonne, noch immer roch der Wald so wunderbar, wie er es nur im Herbst vermochte. Alles war wie zuvor, aber gleich, das spürte Sybilla, würde sich vieles ändern.

Zumindest in ihrem Leben.

Nur wenige Schritte von ihr entfernt lag ein nackter Säugling zwischen zwei brennenden Kerzen, dazu verdammt, diese Nacht nicht zu überleben.

Wenn diese Frau für dich nicht die Mutter sein kann und will, dann nehme ich dich. Ich werde dich beschützen, beschloss Sibylla, und schon stand sie vor dem Baumstumpf. Die Empörung verlieh ihr eine außerordentliche Kraft und enthob sie der Verantwortung, ihr Handeln zu durchdenken.

Das Mädchen rührte sich nicht und schaute sie friedlich an. Große graue Augen, darunter tatsächlich ein Rotznäschen. Ein Anblick, so drollig, dass es das Herz erwärmte und zum Lachen reizte. Während Sybilla sich vorbeugte, um die Kerzen auszublasen, ließ sie ihren Blick über den nackten Leib des Kindes streifen. Es bestätigte sich, was sie schon aus der Ferne gesehen hatte: Die Haut war rosig, der Bauch ein wenig gewölbt, die Ärmchen und Beinchen wirkten dürr. Aber alles, was ein Kind brauchte, um zu überleben, war ihm mitgegeben worden.

Sybilla hob das Mädchen auf, das mit den Armen ruderte, presste es an sich und schlug den Umhang über den erstaunlich warmen Leib. Schon in diesem Moment spürte sie, dass ihre Entscheidung die richtige war. Flüchtig küsste sie das Kind auf den Kopf und lief dann zum Baum, an dem die Kleidung und der Salzbeutel hingen. Hastig nahm sie alles mit, was die beiden Frauen aufgehängt hatten, und verschwand mit dem Mädchen in der Tiefe des Waldes von Guinefort.

Sériol, ein Dorf in den Pyrenäen, im Frühjahr 1308

Einmal.

Ein einziges Mal vorangehen.

Mit erhobenem Kopf und dabei die Sonne auf den Schultern spüren. Den anderen den Rücken zuwenden. Einfach so, ganz selbstverständlich, weil sie Freundinnen sind. Ihren Stimmen lauschen, sich umdrehen und mit ihnen über kleine Alltäglichkeiten lachen. Das Gewicht des Wäschekorbes spüren, dessen Griffe beim Tragen immer mehr in die Handflächen einschneiden. Ihn erleichtert an der Laviera absetzen, zwischen den anderen Frauen des Dorfes niederknien und mit dem Waschen des ersten Tuches beginnen. In den Gesang mit einstimmen und während der Arbeit zusehen, wie die Hände in der Kälte des Wassers rot und schrumpelig werden.

Stattdessen fühlte Alissende die Hand im Genick und den festen Griff, mit dem Hans sie zwang, den Kopf zu senken. Sie achtete, während sie dem Druck nachgab, darauf, keinen Ast zum Knacken, keine Blätter zum Rascheln zu bringen. Die beiden Mägde, die schwer an ihren Körben trugen und sie einen Moment lang hatten träumen lassen, gingen auf dem Feldweg direkt an ihnen vorbei. Sie ahnten nicht, dass eine Armlänge

entfernt zwei Männer und eine Frau im Buschwerk knieten und kaum zu atmen wagten.

Gut, dass die Mägde nur Wäsche bei sich haben, dachte Alissende. Wer weiß, wozu Hans und Hugo fähig wären, wenn die Frauen ein Vesperkörbchen vielleicht mit einem Laib Brot oder gar einem Stück Fleisch bei sich getragen hätten. Bei dem Gedanken knurrte Alissendes Magen so laut auf, dass sie selbst erschrak.

Hans' Gesicht verzog sich zur Fratze, drohend blickte er sie von der Seite an. Und wahrlich, er sah beängstigend aus. Der Hunger hatte seine Züge einfallen lassen, der bis in die Spitzen verfilzte Bart war zerrupft und reichte ihm bis auf die Brust. Die letzten anderthalb Jahre in der Vertreibung hatten Hans verbittert und schweigsam gemacht.

Nur noch ein Katzensprung hatte ihn und seinen jüngeren Bruder Hugo vom Ziel seiner Wanderschaft getrennt. Roussillon, das zum Königreich Mallorca gehörte, war ihr Antrieb und Sehnsuchtsort gewesen, all die Monate, gar Jahre. Hans' Plan, von Perpignan aus eine Weiterreise auf die Insel Mallorca zu arrangieren, war greifbar nah gewesen. Und doch so weit entfernt, weil sie mit jedem Schritt schwächer, hungriger und auch untereinander hartherziger geworden waren. Hunger verursachte kalten Schweiß und Schmerzen im gesamten Leib. Schmerzen machten böse. Jeden, auch sie selbst. Alissende konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie die letzte Mahlzeit zu sich genommen hatte. Dafür träumte sie nachts vom Essen, immer wieder. Von frisch gebratenem Fleisch, knusprigem Brot, weichem Käse und saftigen Früchten. All den Dingen, die sie entbehren mussten seit jenem Tag.

Genau genommen seit dem 22. Juli 1306. Alissende war weit davon entfernt, sich Jahreszahlen oder gar einzelne Tage merken zu können. Aber Hans hatte dieses Datum immer wieder

verflucht, so oft, dass es sich in ihr Gedächtnis eingebrannt hatte. Denn dieser Tag trennte das Leben der Brüder in zwei Teile, die nicht mehr zusammenzugehören schienen. Es war der Tag, an dem König Philipp der Schöne ihnen alles genommen und zerstört hatte. Der sie, stolze Söhne eines steinreichen Geldverleihers, derart in die Knie gezwungen hatte, dass sie nun hier im Buschwerk hockten und sich sogar vor zwei jungen Frauen versteckten.

Und mit dem Sturz der Herrschaften war auch Alissendes Leben auseinandergebrochen. Aber sie kannte die dunklen Momente, die sich im Verlauf eines Lebens ereigneten, sie waren ihr vertraut. Den schlimmsten hatte sie, kaum neun Jahre alt, bei Sybillas Tod erlebt. Und manchmal glaubte sie, dass diese Erfahrung sie demütiger reagieren ließ als ihre beiden Begleiter. Über den Punkt der Verbitterung und des Selbstmitleids war sie längst hinaus. Ihr Dasein kreiste nicht mehr um die Frage nach dem Warum, entscheidend war vielmehr, wann es die nächste Mahlzeit geben würde.

Die beiden Mägde waren inzwischen so weit entfernt, dass Alissende nicht mehr verstehen konnte, worüber sie miteinander sprachen. Sie heftete den Blick an den Rücken der einen, die tatsächlich innehielt, sich umwandte und sich mit zusammengekniffenen Augen umsah. Alissende stockte der Atem. Es stimmte also: Es gab Menschen, die Blicke spüren konnten, und diese Frau hatte offensichtlich den ihren bemerkt. Hastig duckte sich Alissende noch tiefer, ohne die Magd aus den Augen zu lassen. Sie war etwa in ihrem Alter, vielleicht siebzehn oder achtzehn Jahre, und ihre Gesichtszüge waren freundlich, wenn man ihre momentane Aufmerksamkeit, die ein wenig verkniffen wirkte, außer Acht ließ.

Und von einem Atemzug zum nächsten fügten sich die einzelnen Eindrücke zusammen. Sie formten aus dem Mosaik der

Wahrnehmungen ein vollkommenes Bild: Dort lief eine junge Frau sorglos ihres Weges. Sie trug schwer an ihrem Korb, und die Menge der Wäsche ließ darauf schließen, dass sie reichlich Arbeit zu erledigen hatte. Aber sie hatte eine Aufgabe, und während sie diese erledigte, verbrachte sie die Zeit mit der anderen Magd. Vielleicht war sie sogar eine Freundin?

Ob die beiden sich einen Blick dafür bewahrt hatten, wie schön die Umgebung war, in der sie sich so selbstverständlich bewegten? Beeindruckende Berge säumten das Tal, auf den Hängen kündigte das satte Grün der Weiden den Frühling an, und der tiefblaue Himmel rundete die Idylle ab. Die Sonne stand im Zenit und wärmte bereits. Das Dorf, auf der Hochebene gelegen, glich einem Spiel aus Schatten und Licht, ein einladender Ort, der den Menschen ein Zuhause bot. Eine Schlafstätte, ein Dach über dem Kopf, ein Leben frei von Angst und mit regelmäßigen Mahlzeiten.

Mit einem Mal ging Alissende der Atem nur schwer durch den Hals, und ihr Körper begann zu zittern.

Die Magd stellte den Korb ab, zog den Kopf ein wenig zwischen die Schultern und kam den Feldweg wieder herabgelaufen. Langsam und behutsamen Schrittes.

Ohne zu wissen, warum sie es tat, erhob Alissende sich. Tauchte aus den Zweigen und Blättern des Busches auf und sah zu der Magd hinüber, die augenblicklich innehielt. In diesem Moment spürte Alissende die Frühlingssonne, doch das Zittern blieb. Sie blinzelte gegen die Helligkeit an und fragte sich: Was soll diese Frau jetzt machen? Mit mir, dem spindeldürren Weib, dem der Hunger just die letzte Kraft nimmt. Ein Weib, dem die Glieder schlottern, als hätte sie nicht mehr alle Sinne beisammen. Was macht eine Frau wie sie mit mir?

Es war Alissende gleich, was die junge Frau tun würde. Vielleicht würde sie ihr etwas zu essen geben. Vielleicht würde sie

auch Männer herbeirufen, die Hans, Hugo und sie totschlugen. Warum sich länger verstecken? Ein Tod durch Hunger würde länger dauern als der durch Axt und Keule. Sie waren ihm bisher entkommen, aber wozu?

Alissende schrak zusammen, als Hans und Hugo nahezu gleichzeitig aufsprangen und sich nun Seite an Seite mit ihr zeigten.

Der Anblick der beiden verdreckten und abgerissenen Männer verfehlte seine Wirkung nicht: Nun fing die Magd an zu schreien, und die zweite, die bei den Wäschekörben zurückgeblieben war, fiel in den schrillen Ton mit ein.

Endlich, dachte Alissende, jetzt werden sie kommen und uns erschlagen. Mit ihren Äxten und Keulen, und dann hat alles ein Ende. Der Hunger, die Sehnsucht nach Sybilla, die Einsamkeit. Dann ist es vorbei, und wenn es einen Gott geben sollte, vielleicht hat er mit mir Erbarmen und lässt es schnell gehen. Sie spürte, wie die innere Kälte wich und ihr endlich warm wurde.

Die Männer hatten sie nicht totgeschlagen.

Erstaunt hatte Alissende verfolgt, wie schnell das Geschrei der Frauen, das als Echo zwischen den Bergen hin- und hergesprungen war, die Männer des Dorfes herbeigerufen hatte. Als hätten sie den ganzen Tag über nur darauf gelauert, bewaffnet den Hang hinabzustürmen und sich vor den Fremden aufzubauen. Doch kaum erblickten sie auf der Brust der beiden Männer den angenähten gelben Ring, ließen sie die Waffen sinken.

Der größte von ihnen trat vor: »Gehört ihr zu den Vertriebenen? Den Juden?«

Hans nickte.

»Dann seid ihr aber weit vom Weg abgekommen. Ich

dachte, die meisten von euch würden in Toulouse ankommen.«

»Wir sind auf dem Weg ins Roussillon, dort werden wir, so hoffen wir, nicht verfolgt. Der Graf von Roussillon scheint ein großherziger Mann zu sein, der weiß, was Nächstenliebe bedeutet. In Toulouse dagegen sind Schlägerbanden unterwegs, sie plündern und wollen unsereins mit Gewalt dazu bringen, zum Christentum überzutreten. Deshalb wollen wir weiter nach Mallorca, um unseren Onkel aufzusuchen«, antwortete Hans.

»Und der Weg nach Mallorca führt durch dieses Gebüsch?«, fragte der Wortführer, und um seine Augen herum bildeten sich Lachfalten.

Es schien Alissende fast einem Wunder gleich – auch in Hans' Gesicht zeigte sich der Anflug eines Grinsens.

»Mein Name ist Benoit, und ich lade euch ein, mitzukommen.« Er wedelte kurz mit der Hand vor Hans' Brust herum, als müsste er Schmutz entfernen. »Wenn ihr wollt, könnt ihr dieses gelbe Dings weiter tragen oder von eurem Gewand reißen. In Sériol und auch in den Dörfern der Umgebung gibt keiner was auf diese Zeichen. Ihr könnt mit uns speisen und euch dann überlegen, ob ihr uns für ein paar Tage zur Hand gehen wollt. Wir benötigen dringend Hilfe. Ihr würdet ein wenig Geld verdienen, das ihr sicher für die Überfahrt gebrauchen könnt. Denn wenn ich mich recht entsinne, hat der König euch nicht viel gelassen.«

Verwirrt trottete Alissende dem Pulk der Männer hinterher. Sollten sie bis zum Hilferuf der Frauen irgendwelche Arbeiten verrichtet haben, ihre Werkzeuge und derbe Kleidung jedenfalls sprachen dafür, schienen sie es nun vergessen zu haben. Sie hatten Hans und Hugo in ihre Mitte genommen und fragten sie nach ihrer Wanderschaft aus, während sie dem Dorf

entgegenschritten. Selbst die beiden Mägde hasteten, beladen mit ihren Wäschekörben, den Männern hinterher, auch sie schienen erfahren zu wollen, was die Fremden zu berichten hatten.

Doch was sollten die Brüder ihnen erzählen? Wollte wirklich irgendwer vom Abschied erfahren, den sie hatten nehmen müssen? Jeder wusste davon, dass der König die Juden des Landes verwiesen und ihr Vermögen eingezogen hatte. Wer konnte nachvollziehen, was es bedeutete, die Heimat zu verlassen und nur die Kleider am Leib mit sich nehmen zu können? Ein wenig Geld für die Zukunft, die es nicht mehr gab, hatte der König ihnen gelassen. Mehr war Alissendes Herrschaften und vielen anderen Juden nicht geblieben.

Ein Tross Menschen hatte sich vier Wochen nach der Verkündung des Erlasses aus den Stadttoren von Paris geschoben. In Reihen hatten die Zurückgebliebenen in den Gassen gestanden, die einen hatten geweint und ihnen Reiseproviant zugesteckt, andere wiederum hatten sie mit Schmährufen bedacht.

Tagelang hatte Alissende gezögert und überlegt, was sie tun sollte. Doch sie war das Dienstmädchen des Geldverleihers gewesen, und niemand hatte nachgefragt, welchem Glauben sie anhing. Für die Menschen in Paris war sie ein Judenweib gewesen, und als man von ihr verlangt hatte, ebenfalls den gelben Ring am Kittel zu tragen, hatte sie verstanden: Man wollte nicht, dass sie blieb.

Wieder einmal mehr.

Sie war den Brüdern gefolgt, hinaus aus dem Stadttor, in ein Leben in der Vertreibung.

»Willkommen in Sériol«, sagte Benoit und öffnete die Arme, um auf das vor ihnen liegende Dorf zu weisen.

Zu gern gab Alissende sich dem entzückenden Anblick hin.

Dicht an dicht schmiegten sich die Hütten aneinander, gebaut aus Holz und Stein, Holzschindeln bedeckten die flachen Dächer. Einige der Hütten waren mit Lehm verputzt, und mit ihren glatten Wänden sahen sie besonders ansprechend aus. Teilweise standen sie so eng beieinander, dass man hätte glauben können, sie wären miteinander verwachsen. Die unterste Reihe der Hütten glich einem Wall, der nur einen einzigen Durchgang ins Dorf, einem Tor gleich, zuließ. Es war ein Dorf, das ohne eine nennenswerte Befestigung nach außen auskam.

Nochmals ließ Alissende ihren Blick schweifen. Zahlreiche Blüten sprenkelten verschiedenste Farben auf das Grün der Wiesen, und die terrassenförmig angelegten Felder der Umgebung zeigten ihre braune Erde. Überall gab es Waldstücke, die spärlicher wurden, je höher die umliegenden Bergwipfel sich in den Himmel reckten. Am Bergkamm über ihnen thronte eine Burg. Wuchtig und ausladend, erweckte sie den Eindruck, Sériol zu bewachen. Aber den eigentlichen Schutz für die Menschen dieses Landstrichs boten die Berge.

Alissende konnte es spüren: Die Berge gaben ein Gefühl von Sicherheit, sie begrenzten nicht nur den Blick, sie begrenzten vielmehr die Welt.

Und das war schön.

Wunderschön.

Meine Güte, Benoit ist wohlhabend, dachte Alissende während sie sich in der Scheune umsah. Das Stroh konnte er in einer eigens dafür errichteten Scheune lagern. Sie war derart groß, dass sogar ein Teil als Pferch abgeteilt worden war. Demnach musste dieser Mann seine Tiere nachts nicht zwei Schritte entfernt von seiner Schlafstätte neben sich dulden. Er brauchte ihre Körperwärme nicht, um die Hütte warm zu hal-

ten, und musste auch nicht den Gestank hinnehmen, wenn die Tiere in die Hütte schissen. Ihm ging es besser als vielen anderen Bauern.

Alissende trat vor zum Tor. Langsam schob sie es auf und spähte hinaus. Neben dem großzügigen Hof waren rechterhand mehrere Beete angelegt, die dicht mit verschiedenen Stauden bepflanzt waren, die kräftig austrieben. Gegenüber der Scheune stand ein Haus mit einem steinernen Fundament. Die Anbauten waren aus Holz, und einige Stellen zierte filigranes Flechtwerk. Beeindruckenderweise gab es ein zweites Stockwerk, das über eine Leiter erreichbar war, und zahlreiche Fenster mit Holzläden. Eindeutig: Dieser Mann war wirklich reich, jeder Holzbalken dieses Anwesens sprach davon. Kurz nahm sie den Misthaufen linkerhand zur Kenntnis. Einige Hühner pickten im Boden herum.

Mit einem Mal öffnete sich am Haus gegenüber die Tür, und heraus trat ein Junge von vielleicht elf oder zwölf Jahren. Er erschrak ebenso wie Alissende, die flugs das Scheunentor schloss. Nur wenige Atemzüge später wurde es aufgestoßen, und der Junge trat ein, gefolgt von einer alten Frau. Beide blinzelten in das Dämmerlicht und entdeckten dann Alissende.

»Mädchen, haben wir dich erschreckt? Das tut mir leid. Komm her und zeig dich. Mein Sohn, Benoit, er war der Große, der die Männer angeführt hat, hat mir von dir erzählt«, grüßte die Alte. Sie nickte dem Jungen zu, der einen Eimer Wasser abstellte und zwei zerschlissene Tücher von seinen Schultern nahm. »Benoit hat deine Begleiter und dich zum Essen eingeladen, aber er meinte, ihr könntet vorher allesamt eine Wäsche und frische Kleidung vertragen.«

Den Kopf gesenkt, ging Alissende langsamen Schrittes auf die Alte zu.

Die kniff die Augen zusammen und musterte sie. »Herrgott noch mal!«, rief sie aus. »Männer können eindeutig besser gucken als denken. Und damit du, Paul, nicht auch mal so ein Narr wirst wie dein Vater, will ich dir jetzt mal was über Weiber sagen.« Sie wies mit ausgestrecktem Finger auf Alissende. »Sieh dir das arme Mädchen mal genauer an. Ihre Haut ist blass, die Augenringe sind tief. Sie ist so dürr, dass ihre Arme Stöckchen gleichen, das erkennt man an den Fingern, auch wenn sie die Hände zu verstecken versucht. Ein Windstoß, und weg ist sie. Ein Schnupfen, und sie krepiert daran. Das sehe sogar ich, und ich sehe kaum noch was. Es ist zum Gotterbarmen. Die Kleine braucht mehr als eine Mahlzeit, Wasser und frische Wäsche.«

Die Alte schnaufte, während nun der Junge Alissende neugierig musterte.

»Mein armes Mädchen! Benoit sagte, du wärst eine Vertriebene. Euch bekommen wir in den Bergen selten zu Gesicht. Ich bin übrigens Rixende. Jetzt knie dich hin und nimm die Haube ab. Wir müssen schauen, wie es wirklich um deine Gesundheit bestellt ist.«

Rixende trat näher, bis Alissende, die sich bereitwillig vor sie hinkniete, nur noch den Stoff vom Kittel der Alten vor Augen hatte. Feines leinenes Tuch, mit Flecken übersät. Dann spürte sie die Hände im Haar, und vor ihrem inneren Auge erschien Sybilla oder vielmehr jenes verwaschene Bild, das es in ihrer Erinnerung noch gab. Es zeigte Sybilla, die sich am Morgen daran machte, erst den Zopf des Kindes und dann den eigenen zu binden.

»Gut! Keine Ausschläge und Krusten, viel Filz und Fett, aber wenig Läuse.« Die krummen Finger griffen nach ihrem Ärmel und schoben ihn nach oben. »Na, das ist nicht nur eine Flohstraße, da haben die Biester gleich eine ganze Landkar-

te angelegt. Was dir an Läusen fehlt, Mädchen, machst du an Flöhen wieder wett, was?« Sie trat zurück und bedeutete Paul, den Eimer zu bringen. »Wie heißt du?«

»Alissende.«

»Wie alt bist du?«

»Ich weiß es nicht so genau. Wahrscheinlich bin ich vor gut achtzehn Wintern geboren worden.«

»Wo sind deine Kinder?«

»Ich habe keine Kinder.«

»Wie bitte? Du bist schon so alt und hast keine Kinder? Blutest du denn wenigstens regelmäßig?«

Alissende nickte und sah zu dem Jungen hinüber. Seine Ohren waren inzwischen von tiefer Röte überzogen, aber die Alte schien unempfänglich für Verlegenheit und Scham.

»Gut, das spricht dafür, dass es um dich doch nicht so schlecht bestellt ist, wie ich dachte.«

»Madame, habt Dank für Eure Fürsorge.«

»Madame! Komme mir nicht mit so einem Unfug. Das ist doch selbstverständlich. Und ohne Eigennutz mache ich das ja auch nicht. Mir geht die Arbeit immer schlechter von der Hand. Vielleicht bekomme ich dich aufgepäppelt, und vielleicht magst du mir im Gegenzug helfen? Bei der Hausarbeit, meine ich. Benoit erwähnte, du wärst Dienstmädchen gewesen?«

Alissende nickte abermals und wunderte sich, was Hans und Hugo auf dem kurzen Weg ins Dorf bereits alles erzählt hatten.

Die Alte nahm dem Jungen die Tücher ab und legte sie neben den Eimer. »Mädchen, du wäschst dich jetzt, auch die Haare, und ich hole dir noch einen Kittel, den eine der Mägde zurückgelassen hat. Denn die Lumpen, die du am Leib trägst, müssen erst einmal ausgewaschen und in den kommenden Ta-

gen geflickt werden, wenn es da überhaupt noch was zu retten gibt. Wie auch immer, wenn du gewaschen und gekleidet bist, kommst du rüber. Es gibt Suppe, bevor die Männer wieder an die Arbeit gehen.«

»Wo sind Hans und Hugo?«

»Sie waschen sich draußen im Hof.«

Essen, Kleidung und Aussicht auf Arbeit – das war so viel Hilfsbereitschaft, dass Alissendes Gedanken schwirrten. Sie fühlte sich plötzlich erschöpft und kraftlos.

»Paul, raus hier.« Rixende drehte sich um und ging mit ihm zum Scheunentor. »Wasche dich gründlich, es wird mal wieder Zeit. Die restlichen Läuse entfernen wir später. Und, Mädchen, bitte, wenn ihr weiterziehen wollt, werden wir euch nicht hindern. Aber es dämmert bald, und glaube mir, so herrlich die Berge am Tage sind, so gefährlich sind sie in der Nacht. Ihr würdet nur abstürzen. Sprecht bitte vorher mit uns, dann stellen wir euch einen Passeur an die Seite, der euch durch die Berge führt, ja?«

Der Blick der Alten war besorgt. So alt sie auch war, ihr Geist war rege, und ihr Mundwerk schien kaum eine Pause zu kennen. Doch für diesen Moment schien sie ihre Worte gemacht zu haben und verließ die Scheune.

»Gewaschen siehst du ganz anders aus«, stellte der Junge wenig später fest, als Alissende den Hof betrat. Sie strich noch einmal den Rockteil des Kittels glatt, den die Alte ihr hatte bringen lassen. An einigen Stellen war er abgeschabt, aber er passte, als wäre er für sie gefertigt worden. Vor allem war er sauber und frei von Läusen, Flöhen und anderem Getier.

»Ich zeige dir jetzt unser Zuhause.«

»Gern, es sieht ja schon im Hof sehr schön aus bei euch. Ich bin gespannt.«

»Sage mal, eine Frage habe ich noch: Bist du nun ein Judenweib oder nicht? Großmutter meinte, du hast keinen gelben Ring am Kittel gehabt.«

»Das ist richtig. Man wollte ihn mir in Paris aufzwingen, aber ich bin getauft. Ich war Dienstmädchen bei einer jüdischen Familie, und Hans und Hugo sind die Söhne meiner ehemaligen Herrschaften. Als sie enteignet wurden, wusste ich nicht, wo ich hingehen sollte, und bin ihnen gefolgt.«

Der Junge schwieg, während er sich fahrig am Kopf kratzte. Dann sagte er nur: »Ich bin Paul.«

»Und ich bin Alissende«, antwortete sie und war dankbar, dass er nicht weiter nachfragte. Dass er nicht wissen wollte, wo die Herrschaften selbst abgeblieben waren oder wie es dazu kam, dass eine Christin sich in einem jüdischen Haushalt verdingte.

Stattdessen öffnete der Junge die Tür und schob sie in das Haus. Alissende stand nun in einem großzügig angelegten Raum, in dem es neben einer Kochstelle einen großen Tisch mit zwei Bänken gab, die mindestens zehn Leuten Platz boten. Neben dem Tisch stand eine Truhe mit zierlichen Schnitzereien, die hübsche Ranken bildeten und großflächige Blüten umspielten. Von den zahlreichen Deckenbalken hingen mehrere Schinken und Würste zum Trocken, ebenso unterschiedliche Kräuterbündel. Ja, das war tatsächlich ein Haus, von einer Hütte konnte man hier kaum sprechen.

»Das ist unsere Foganha. Schön, oder?«

Alissende war beeindruckt und darum bemüht, sich nicht anmerken zu lassen, dass sie das Wort »Foganha« nicht kannte. Aber sie sah ohnehin, was es war: einer der heimeligsten Orte, den sie je betreten hatte. Über der Feuerstelle baumelte ein Topf, aus dem es nach Hammelfleisch, Thymian und Rosmarin duftete. Alissendes Magen zog sich schmerzhaft zusam-

men. Als sie auf dem Tisch ein Brett mit einem frischen Laib Brot entdeckte, wurde ihr fast schwindelig.

»Nimm dir«, sagte Paul nur.

»Wirklich, meinst du?«

Der Junge brach ein Stück ab und reichte es ihr. Hastig stopfte sie sich einen Bissen in den Mund.

Derweil klopfte Paul gegen eine Tür, die rechterhand abging. »Dort geht es zu den Schlafkammern von meiner Großmutter, meinem Vater und mir. Und zur Gästekammer.«

»Ihr habt eigene Kammern und dann noch eine für Gäste?« Ein Krümel hing an Alissendes Lippen und fiel zu Boden.

»Nö, zwei«, sagte Paul und grinste breit.

»Wie? Zwei? Was meinst du?«

»Na, wir haben zwei Gästekammern, aber die sind oben. Eine Stiege ins Obergeschoss findest du hinter unseren Schlafkammern, die andere führt vom Hof direkt hinauf.« Auch hier nickte der Junge, als sei dies die selbstverständlichste Sache der Welt. »Weil das Haus so groß ist, macht es Großmutter Rixende viel Arbeit. Die Tür dort links führt zum Hühnerstall. In der Scheune, das hast du ja gesehen, lagern wir Stroh und Brennholz. Wenn die Winter zu kalt werden und die Hirten es wegen des Schnees nicht schaffen, die Herden auf die Winterweiden nach Katalonien, manchmal sogar bis nach Aragonien zu treiben, können wir sie notfalls auch dort unterbringen. Das ist wichtig, wenn trächtige Tiere und Lämmer dabei sind.« Dann klopfte er gegen einen Bretterverschlag. »Und hier schläft die Magd. Also, das heißt, ab jetzt ist das deine Schlafstätte, wenn du magst.« Kurz zögerte der Junge und ging zum Tisch zurück. Nochmals brach er ein Stück vom Laib ab. »Mich würde es freuen«, sagte er und hielt ihr das Brot entgegen.

Alissende lächelte ihn dankbar an, nahm das Brot und blick-

te hinter die Holzwand. Dort lag ein Strohsack samt wollener Decke und auf dem Boden, so etwas hatte sie noch nie gesehen, ein Schaffell. Auch wenn es dreckig und abgetreten war, gab es dem kleinen Verschlag eine Gemütlichkeit, die sie sofort begeisterte.

»Ja, das war eine Idee meiner Großmutter, sie friert so schnell und klagt stets über kalte Füße. Wenn sie morgens das Bett verlässt, will sie nicht auf dem kühlen Boden stehen. Irgendwann war ihr das Fell zu abgetreten, da hat sie es dem Mädchen vermacht.«

»Wo ist euer Mädchen?«

»Sie hat geheiratet und lebt nun im Nachbardorf. Ihre Arbeitskraft fehlt uns.«

»Wo ist Rixende eigentlich?«

»Sie bringt den Männern noch Tücher und Kleidung.«

»Warum hast du das nicht gemacht? Ich dachte, deine Großmutter kann nur schlecht sehen.«

»Weil, weil … Es waren zwei Aufgaben: entweder dich ins Haus führen oder den Männern die Sachen bringen. Ich durfte es mir aussuchen.«

Fast tat es Alissende leid, nachgefragt zu haben. Nun stand Paul nach seiner Erklärung, auf sie gewartet zu haben, mit roten Wangen neben ihr. Um ihm die Verlegenheit zu nehmen, griff sie die Holzschüsseln vom Brett neben der Feuerstelle. »Wie viele Leute werden denn mitessen? Weißt du das?«

»Mein Vater, Großmutter, ich und du, die beiden Männer, mit denen du gekommen bist, und Rousel. Er ist eigentlich Holzfäller, aber er hilft uns oft bei der Arbeit auf dem Feld. Er ist immer da, wenn es was zu essen gibt.«

»Und wie viele sind das jetzt?«

Paul schaute auf seine Finger, die er zum Zählen genutzt hatte. »Sechs«, sagte er stolz.

Alissende nahm sieben Schüsseln, und die Augen des Jungen leuchteten auf. »Darf ich dir helfen?«

»Gern«, antwortete sie. Und wenn es nach mir geht, fügte sie in Gedanken hinzu, wirst du das auch noch eine ganze Weile machen können.

Pamiers, im Jahre des Herrn 1308, im Frühjahr

Nach der ersten Geschäftigkeit in den frühen Morgenstunden war es in Pamiers' Gassen ruhiger geworden, und der Gesang der Vögel aus dem Garten drang wieder zu ihnen durch das Fenster ins mittlere Stockwerk des Turms empor.

Bischof Durand seufzte. Die Aussicht auf die Berge glich einer Aufforderung, einen Spaziergang zu machen und den Frühling in seiner Schönheit zu genießen. Jeden Tag sahen die Berge anders aus, doch im Frühjahr war die Veränderung am deutlichsten. Die Natur stand in voller Blüte, und nach dem langen Winter konnte er sich noch immer nicht sattsehen an der Farbenpracht. Dort draußen blühte unter anderem der blaue Himmelsstängel im Wettstreit mit dem tiefen Violettton des Hundszahns. Ein Labsal für Auge und Seele.

»Ich lehne Folter ab«, brach er abrupt das eigene Schweigen. »Zumindest in den meisten Fällen. Aber Ihr habt mich in den letzten Monaten gut genug kennengelernt, um das zu wissen«, sagte Bischof Durand und lehnte sich vor, ohne sein Gegenüber auch nur einen Wimpernschlag lang aus den Augen zu lassen. »Vielleicht überlegt Ihr jetzt, ob ich etwas gegen Gewalt habe, vor allem gegen rohe Gewalt, weil ich die Folter

ablehne. Nun ja, ich schätze sie nicht sonderlich, aber sie hat sich als wirkungsvoll erwiesen. Nicht nur einmal.«

Der Bischof ließ erneut ein Schweigen folgen. Mache langsam, ermahnte er sich derweil in Gedanken selbst.

Lass ihm Zeit, deine Worte zu Bildern zu machen.

Warte ab.

Erst wenn du die Bilder als Angst in seinen Augen siehst, verstärke sie. Gib der Angst Futter, aber gehe dabei auch behutsam vor.

Lange musste er sich nicht in Geduld üben, bis er fortfahren konnte. Durand beugte sich weiter vor und senkte die Stimme: »Die Scharfrichter, die diese Gewalt ausüben, sind Lumpen. Sie sind meist so dumm, wie die Nacht düster ist, und sprechen in hohem Maße Bier und Wein zu. Du verstehst mich? Sie saufen. Tag um Tag saufen sie, denn irgendwie müssen sie mit der Arbeit, die sie machen, zurechtkommen. Es ist ein Tagewerk, welches ich nicht einen Monat überstehen würde, ohne darüber den Verstand zu verlieren. Da kann es durchaus vorkommen, dass die Gefolterten sterben. Niemandem ist daran gelegen, erst recht nicht, bevor wir ihre Seelen erretten konnten. Aber es kommt vor. Schrecklich, sage ich Euch, wirklich schrecklich.«

Der Tag versprach warm zu werden, ein Vorbote des kommenden Sommers. Durand sah nochmals zum Fenster hinaus. Der Wind raschelte durch die hellgrünen Blätter des Walnussbaumes, aus den ersten Blütenständen würden bald kleine grünliche Kapseln werden. Im Herbst könnte er, wenn er sich ein wenig reckte, wieder vom Fenster aus die Nüsse pflücken.

»Aber da es viele Wege der Reue gibt«, fuhr er fort, »will ich Euch ein Angebot machen. Ihr sagt mir, was ich wissen muss, und wir danken es Euch, indem Ihr wieder gehen könnt. Ihr wart lange genug im Kerker bei den Dominikanern, eine

Änderung Eurer Haltung würde mir einleuchtend erscheinen. Ihr widerruft Euren Glauben, und wir sind im Geschäft.«

Da war ein Flackern im Blick des Mannes, oder täuschte er sich? Wie hieß er doch gleich? Kurz war Bischof Durand versucht, in seine Aufzeichnungen zu schauen. In den letzten Tagen hatte er zu viele Gespräche geführt und zu viele Namen erfahren, tatsächlich gerieten sie ihm durcheinander. Aber er war in der Lage, das jeweilige Schicksal mit dem dazugehörigen Gesicht zu verbinden. Dieser Mann stammte aus Sériol, zumindest hatte er als Kind dort gelebt, und später war er in eines der Nachbardörfer gegangen. Nach Caussou. Seine Eltern waren als Ketzer hingerichtet, der Besitz eingezogen worden, was aber bereits Jahre zurücklag.

Irgendwann war der Sohn aufgegriffen worden, und der Vorwurf, er hätte sich ebenfalls der Ketzerei schuldig gemacht, stand auf tönernen Füßen. Aber wie sollte man unterscheiden, was Verleumdung durch gehässige Nachbarn, die Rache einer verschmähten Frau oder ein Wink unzufriedener Geschäftspartner war und was die Wahrheit? Um diesen Unterschied festzustellen, brauchte es Zeit. Und die hatte er.

Ja, eindeutig. Dieses Mal war das Flackern in den Augen des Ketzers deutlich zu erkennen gewesen, und Durand lächelte. Er hatte gelernt zu lächeln, ohne dass die Welt davon erfuhr. Aber es entstand dennoch ein Wohlgefühl im gesamten Leib, wie es jenes Lächeln erzeugte, das im Gesicht begann und im besten Falle die Augen erreichte.

»Nun gut, Ihr könntet gehen, wenn Ihr uns helft, aber nicht einfach so. Das Kreuz der Ketzer müsstet Ihr natürlich tragen. Der Querbalken muss in seiner Länge zwei Handflächen messen, der senkrechte wiederum anderthalb Handlängen. Die Breite beider Balken hat drei Finger zu betragen. Die Farbe muss gelb sein, ein kräftiges Gelb, das schon weithin erkenn-

bar ist. Diese beiden Balken bilden das Kreuz. Ihr kennt es von Euresgleichen. Eines davon habt Ihr auf der Vorderseite Eures Mantels oder Umhangs zu tragen, das andere auf dem Rücken. Wagt nicht, es zu verdecken. Jeder soll schon von Weitem wissen, was er von Euch zu halten hat. Oh, ich sehe es an Eurem Gesichtsausdruck, Ihr wollt das Kreuz nicht tragen. Versteht mich recht: Diese gelben Kreuze wie auch die Inquisition sind Eure Freunde und nicht Eure Feinde. Und wie es sich für Freunde gehört, wollen sie nur Gutes für Euch. Um meinen guten Willen als Euer Freund zu beweisen, habe ich bereits vier Streifen vorbereiten lassen. Für jede Antwort bekommt Ihr einen Streifen, und mit dem vierten seid Ihr frei.« Er hielt den ersten Streifen in die Höhe: »Gibt es in Sériol einen Mann mit roten Haaren? Oder vielleicht mehrere?«

Als keine Antwort erfolgte, griff er den nächsten Stoffstreifen. »Die Antwort auf die folgende Frage wäre mir sogar zwei Streifen wert: Gibt es in Sériol noch ketzerische Aktivitäten? Ihr seid in der Lage, solche zu erkennen.«

Der Ketzer starrte zum Fenster. Inzwischen hatten seine Beine angefangen zu zittern. Das lange Stehen fiel ihm sichtbar schwer. Kein Wunder, dachte Durand, wenn man überlegt, dass er im Kerker angekettet seine Tage fristet. Er fröstelte bei dem Gedanken und beschloss, seine Taktik zu ändern. »Der Frühling hat das Land zum Leben erweckt, die Winterstarre verdrängt«, sagte er sanft. »Es ist warm. Trocken. Hell. Die Welt ist voller Farben und Lachen. Jeder sitzt vor der Tür auf seiner Bank, wenn er nur kann. Die Luft riecht wundervoll. Die Mädchen sind schön wie nie. Sie haben im Winter ihren Tand geputzt und tragen ihn nun stolz zur Schau. Ihr könnt heute noch dort hinausspazieren. Wenn Ihr mir verratet, ob die Menschen in Sériol, auch wenn sie selbst vielleicht keine Ketzer sind, solche unterstützen.«

Sie schwiegen beide. Nach einigen Atemzügen ließ Durand den Stoffstreifen sinken und nickte der Wache zu. Der Mann trat vor und packte den Ketzer am Arm.

»Das macht nichts, wenn Ihr Euch nicht so recht erinnern könnt, wie sich das alles zugetragen hat. Natürlich gebe ich Euch mehr Zeit, in Euch zu gehen. Wir können und wir werden dieses Gespräch fortsetzen.«

Als die Wache und der Ketzer die Tür erreichten, rief Durand ihnen nach: »Ich lehne Folter ab. Zumindest in den meisten Fällen. Bitte denkt daran.«

Im Dorf Sériol

Der Gletscher glänzte weiß in der Sonne und hob das Blau des Himmels noch deutlicher hervor. Sicherlich war es derselbe Himmel, den Alissende überall zu sehen bekam, doch über Sériols Bergen ging sein Farbton nahezu in ein Lavendelblau über. Ob es daran lag, dass sie ihm inmitten der Berge ein Stück näher war? Die Gipfel als auch die Baumwipfel spiegelten sich im Wasser des Flusses, der durch das Tal floss und heute dunkelgrün aussah.

Alissende blieb stehen und nahm, kaum dass sie ihre Betrachtungen aufgab, den Lärm wahr, den die Kinder um sie herum machten. Sie spielten Fangen, liefen vor, blieben ein Stück zurück und sprangen über Felsen und Geröll, als hätten sie es den Bergzicklein abgeschaut.

Rixende hatte sie gebeten, den Männern das Essen aufs Feld zu bringen. Begeistert hatte Paul vorgeschlagen, ihr den Weg zu zeigen; ein Angebot, das Alissende erfreut angenommen hatte. Wie hätte sie auf den Gedanken kommen sollen, dass Paul seinen Freund Arnaud, den alle Naudy riefen, abholen würde? Wie hätte sie ahnen sollen, dass ihm wiederum seine kleinen Schwestern, Ise und Josse, folgten? Doch damit nicht genug: Zwei Freunde der Jungen, die sich als Pépin und Jean vorgestellt hatten, hatten sich ebenfalls entschlossen, sie zu be-

gleiten. Als sie sich endlich aufmachten, hatte Alissende sechs mehr oder weniger fremde Kinder im Gefolge.

Zuerst war sie unsicher gewesen, ob sie dieser Aufgabe gerecht werden würde, denn ihre Erfahrungen mit Kindern waren gering. Doch schnell hatte sie begriffen, dass die Kinder nichts von ihr erwarteten und sich selbst genügten. Sie sprangen unentwegt mit einer beneidenswerten Leichtigkeit umeinander. Ise und Josse pflückten dabei noch Blumen, Paul und Naudy wetteiferten darum, wer den schweren Beutel mit den Speisen länger tragen konnte, während die beiden anderen Jungen sich unentwegt zwickten und miteinander rangen. Ihre Versuche, Paul und Naudy den Beutel mit den Speisen abzuschwatzen, um ebenfalls ihre Kräfte zu messen, scheiterten.

Alissende überlegte, während sie zwei Adler beobachtete, die ihre Bahnen am Himmel zogen, ob sie inzwischen zwei oder drei Wochen in Sériol verbracht hatte. Doch genau genommen war die Antwort auf diese Frage unwichtig. Ja, es war unwichtig, wie lange sie hier war, sie hatte in diesem kleinen Dorf, gelegen im Nirgendwo, eine Erfahrung gemacht, die sie längst vergessen geglaubt hatte: Es gab einen Ort, an dem das Leben noch so war, wie sie es einst mit Sybilla erlebt hatte. Menschen, die friedlich zusammenlebten und sich gegenseitig schätzten, ein Leben, in dem es genug Essen und Arbeit gab. Ein Überfluss, der es ermöglichte, großzügig und ohne nennenswerte Sorgen durch den Alltag zu gehen.

Die Bewohner Sériols sprachen okzitanisch, ein Zungenschlag, der für Alissendes Ohren hin und wieder schwer verständlich war. Allesamt redeten, aßen und tranken sie im Übermaß und ließen einen unentwegt wissen, dass es nichts Wichtigeres gab als Schafe. Wenn die Sonne schien, verweilten sie auf den Bänken vor ihren Hütten und plauderten mit

jedem, der des Weges kam. Die Arbeit konnte dann gern auch einmal warten. Ihre tiefe Überzeugung, dass Gott keinen schöneren Flecken auf Erden geschaffen hatte, teilte Alissende längst.

An den Hängen waren die Felder in Terrassenstufen angelegt und fielen ins Tal ab. Sie wurden als Weide- oder als Ackerland genutzt, und die steinernen Raine zeigten an, wo die Grenzen zwischen den Feldern gezogen worden waren. Die Bestellung der Äcker war wie überall, zumindest soweit Alissende sich darauf verstand: Einige ließ man von Zeit zu Zeit brach liegen, meist folgte man dabei einem jährlichen Wechsel, andere wurden regelmäßig bestellt. Auf Sériols Feldern wuchsen vornehmlich Hafer, Weizen, Flachs und Hanf, zumindest hatte das Rixende erzählt. Die Ruhezeit im Winter verbrachten die Frauen damit, den Flachs und Hanf zu verarbeiten.

Hoffentlich werde ich das noch erleben, dachte Alissende. Hoffentlich behält die Alte mich so lange bei sich. Was aber sollte sie machen, wenn Hans und Hugo weiterziehen wollten? Sie waren die Söhne ihrer ehemaligen Herrschaften, und sicherlich hatte sie ihnen viel zu verdanken. Aber war sie ihnen trotzdem noch verpflichtet? Es half nichts, diesen Gedanken hin und her zu wenden, erst wenn die beiden Männer beschlossen, das Dorf zu verlassen, würde sich eine Antwort auf diese Frage finden.

Sie schob die Sorgen beiseite und zählte noch einmal durch. Paul, Naudy, Ise, Josse, Pépin und Jean. Sechs Kinder, alle waren da.

Naudy hatte inzwischen den Beutel geschultert, während die anderen Kinder eine Kette bildeten und Hand in Hand liefen. Lauthals sangen sie ein Lied, wobei sie immer wieder in die Knie gingen oder im Wechsel die Arme in die Luft warfen,

ohne einander loszulassen. Ise sah sich nach Alissende um, hielt ihr die kleine Hand entgegen und zog sie mit sich.

Als sie die Ebene vollends erreichten, konnte sie die Männer sehen: Vorneweg erkannte sie Rousel, den Holzfäller, der auch immer wieder auf dem Felde aushalf. Mit einem hölzernen Hakenpflug zog er Rillen in den Boden, und selbst von Weitem war erkennbar, dass er am Gewicht des Ungetüms schwer zu schleppen hatte. Hans und Hugo folgten jeweils einem Schwingpflug, wobei der eine von einem Ochsen und der andere von einem Maultier gezogen wurde.

Der Gesang der Kinder erreichte Rousel, er winkte ihnen zu und bedeutete Hans und Hugo, Ochs und Esel loszumachen. Sie führten die Tiere in den Schatten einer Bergwand.

Die Kinder ließen einander los und rannten schreiend zum Feldesrain, wo sie sich neben Hans und Hugo niederließen. Sie kreuzten die Beine und wischten sich an ihren Hemden und Kitteln den Staub von den Händen. Alissende schmunzelte, als sie die erwartungsvollen Gesichter sah.

»Na, meine Hübsche, das ist ja eine Freude, dass du uns das Essen bringst! Da schmeckt es gleich noch einmal so gut.« Rousel trat neben Alissende und legte seine Hand auf ihre Schulter.

»Nicht vor den Kindern«, sagte sie verlegen und drehte sich beiseite.

»Und schon gar nicht vor uns«, knurrte Hans und begann, den Beutel auszuräumen.

»Ach, ihr habt eure Gelegenheit gehabt und sie nicht genutzt.«

Mit erhobenen Augenbrauen schaute Hans zu Hugo, dann zu Alissende. Die Kinder schwiegen mit einem Schlag und folgten neugierig dem Wortwechsel.

»Wenn ihr keine Augen im Kopf habt oder euch habt abhal-

ten lassen, weil sie die falschen Gebete spricht, seid ihr doch selbst schuld«, fuhr Rousel gut gelaunt fort. »Jetzt bin ich am Zug.«

»Du bist mit Mengarde verheiratet, und du hast ein Kind«, wies Josse ihn zurecht.

»Das war ein Scherz von ihm«, sagte Alissende schnell. Sie kniete sich neben Hans und nahm ihm den Beutel ab. »Jetzt lasst uns endlich anfangen, ich verhungere gleich. Wer will auch was essen?«

Begeistert jubelten die Kinder und rissen ihre Hände in die Höhe.